



Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

5 | 2018

Wallstein

Offener Horizont
5 | 2018



KARL JASPERS GESELLSCHAFT

Offener Horizont

Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft

5 | 2018

Herausgegeben von
Matthias Bormuth



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion
Matthias Bormuth und Malte Maria Unverzagt

Beirat
Ulrich von Bülow, Wolfgang Frühwald, Dieter Henrich,
Ulrich Keicher und Sebastian Kleinschmidt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2018
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus nova Pro und der Frutiger

ISSN (Print) 2198-9133
ISBN (Print) 978-3-8353-3320-8
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4274-3

Inhalt

Matthias Bormuth	
Einleitung	II

Eduard Beaucamp	
Faustisches Welttheater – Bernhard Heisig	14

Karl Jaspers

Anton Hügli	
Hans Saner und die Freundschaft	
Gedenkrede	21

Reinhard Schulz	
Nachruf auf Hans Saner	29

Hans Saner	
Aphorismen aus <i>Die Anarchie der Stille</i>	31

Hans Saner	
Sterben können	34

Karl Jaspers	
Das letzte Porträt	43

David P. Nichols	
Die Totenmaske als Chiffre	51

Yusuf Örnek	
Karl Jaspers in den <i>Schwarzen Heften</i> Martin Heideggers	63

Weltliteratur

Dieter Lamping	
Warum und zu welchem Ende liest man Weltliteratur?	81
Peter Hamm	
Weltliteratur aus Portugal: Fernando Pessoa	89
Erdmut Wizisla	
»Alle Flüsse sind aufgehoben in ihrer Zeit«	
Provinz- und Weltgeschichte in Uwe Johnsons <i>Jahrestage</i>	106
Wolfgang Frühwald	
Die Entmythologisierung der Geschichte	
Laudatio auf Elias Canetti	126
Norman Manea	
Erinnerungen an Philip Roth	137

Portraits

Michael Lahr	
»Warum ich in Marburg den Nathan inszeniere?«	
Erwin Piscators Remigration in die junge Bundesrepublik	149
Matthias Weichelt	
»Aber ich weiß, dass das noch Zeit haben ein Trugschluss ist.«	
Felix Hartlaubs Berliner Vorkriegsjahre	166
Matthias Bormuth	
Elmar Jansen als Autobiograph	177
Elmar Jansen	
Erinnerungen an Johannes Bobrowski	181
Roland Berbig	
»Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen«	
Georg Trakl in Franz Fühmanns Tagesaufzeichnungen	201

Matthias Bormuth
Bewußtsein als Verhängnis – Hartmut Lange als Denker 219

Michael Knoche
 »Jetzt bin ich wieder bei Wilhelm Meister angekommen«
 Bibliothekar als Beruf. Ein Gespräch 237

Geistes- und Kunstgeschichte

Ulrich von Bülow
 »Alle wollen, und keiner weiss, was.«
 Erich Auerbach im Revolutionswinter 1918/19 253

Friedemann Voigt
 Krise und Kompromiss
 Ernst Troeltsch um 1918 269

Anna Axtner-Borsutzky
 Walter Müller-Seidel als Autobiograph 287

Walter Müller-Seidel
 Wandlung und Gedächtnis
 Ein autobiographisches Fragment 291

Dieter Henrich
 Die Berliner Jahre (1960-1965)
 Ein Gespräch 304

Manfred Geier
 Zurück zu Marx
 Marburger Erinnerungen an den »Roten Aufbruch« 322

Wolfgang Kraushaar
 Uwe Johnson und sein New Yorker Blick
 auf die bewegten Jahre 1967/68 337

Wolfgang Schopf
 »Eigentum verpflichtet« – Die Revolte im Suhrkamp Verlag
 Siegfried Unseld und der Verlag der Autoren 351

Michael Buselmeier Man macht alles nur mit Fanatismus! Der Freundeskreis Stefan Georges in und um Heidelberg	370
Anita Beloubek-Hammer »Das entscheidende Erlebnis Gottfried Benns« Gerhard Altenbourg und der Dichter	391
Bernhard Heisig Gemälde	409
Gerhard Altenbourg Aquarelle	414
Christa Grimm »Klar dem Nächtlichen verschwistert« Ein Gespräch über Gerhard Altenbourg als Leser	425
Hans-Joachim Würbach »Eine Guirlande der Beziehungen« Ein Altenbourg-Sammler im Gespräch	431

Bücher im Profil

Anna Heinze Kulturwissenschaft der ersten Stunde Die Briefe Johan Huizingas (1894-1945)	437
Michael Knoche Ein kaltrechnender Geschäftsmann? Karl Jaspers und seine Verleger	442
Ingeborg Gleichauf Wenn das Denken sich seinen Stil sucht Karl Jaspers als philosophischer Schriftsteller	455
Helmut Böttiger Große existenzielle Melodik Ein editorisches Lebenswerk: die Briefe Johannes Bobrowskis	461

Anhang

Chronik der Karl Jaspers-Gesellschaft Vorträge und Tagungen 2017/2018	47I
Abbildungen und Nachweise	485
Dank	487
Autoren	49I

Matthias Bormuth

Einleitung

Das Nachdenken über die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert ist das Leitmotiv im »Offenen Horizont« dieses Jahres. Literaturhistorisch steht die Figur des Faust für die Wandlungen, Ausbrüche und Besinnungen, die bleibenden Fragen, die mit den Zäsuren 1918, 1933, 1945, 1968 und 1989 verbunden sind. Kein deutscher Maler hat der Sache so starken wie umstrittenen Ausdruck gegeben wie Bernhard Heisig, dessen Schaffen Eduard Beaucamp mit einem Akzent auf dem Spätwerk knapp und klar Revue passieren lässt.

Zur Geschichte gehört die Vergänglichkeit. Karl Jaspers starb am 26. Februar 1969. Die Beiträge in dem ihm gewidmeten Teil des Jahrbuches stehen vor allem im Horizont des kommenden Todestages, aber auch des Todes seines letzten Assistenten Hans Saner, der am 26. Dezember 2017 starb. Dessen Beitrag »Sterben lernen« schildert das schwere Ende von Jaspers, der in seinem späten Text zur Totenmaske die existentielle Dimension der Grenzsituation auslotet, über die er schon früh mit Martin Heidegger im Gespräch war. Wie dieser zu Jaspers über die Jahrzehnte stand, wird abschließend entlang der *Schwarzen Hefte* beschrieben.

Der Ringvorlesung »Vielfältige Bewußtseinsspiegelungen« – Moderne Weltliteratur«, welche die Jaspers-Gesellschaft gemeinsam mit dem Institut für Philosophie und dem Center für lebenslanges Lernen im Sommersemester 2018 durchführte, ist eine eigene Rubrik. Die Beiträge setzen mit Goethes zentralen Überlegungen zur Weltliteratur ein, gefolgt von Fernando Pessoa's Maskenspiel und Uwe Johnsons Reise von der Provinz in die Welt. Den Abschluss bildet der Nachruf auf Philip Roth, der am 22. Mai 2018 starb und neben Hannah Arendt und ihrem Mann Heinrich Blücher auf dem kleinen Friedhof des Bard College nahe New York seine letzte Ruhe fand.

In den »Portraits« wird Felix Hartlaub als liberaler Historiker vor-

gestellt, der die deutschen Verirrungen bis in den Führerbunker hinein beschrieb und im April 1945 noch vermisst gemeldet wurde. Sein Werk blieb großes Fragment. Neben Erwin Piscator, der nach Ende des Zweiten Weltkrieges aus dem amerikanischen Exil notgedrungen in die Bundesrepublik zurückkehrte und mit Lessings *Nathan* wieder Erfolge feiern konnte, liegt der Schwerpunkt auf Schriftstellern, deren Nachdenklichkeit im östlichen Deutschland seine Ursprünge hat und die in verschiedener Weise über die politischen Grenzen hinaus unbequem und genau geschichtlich dachten. Hartmut Lange, Johannes Bobrowski und Franz Fühmann zeigen an, welche unzeitgemäßen und über ihre Zeit hinaus bedeutsamen Figuren die Literaturgeschichte bietet. Als Bibliothekar der Anna Amalia Bibliothek in Weimar hat Michael Knoche die deutsch-deutsche Literaturgeschichte wie wenige unmittelbar begleitet. Die neue Reihe »Das andere Deutschland. Literatur nach Brecht« wird versuchen, im Neuen Jahr dem weiter nachzugehen.

In der »Geistes- und Kunstgeschichte« sind es die großen Zäsuren des letzten Jahrhunderts, die angefangen mit Erich Auerbachs Tagebuch 1918/19 Anlass zu vielfachen Erinnerungen und Sondierungen bieten, vor allem auch zu Figuren und Diskursen des Jahres 1968, welche die Ringvorlesung in diesem Wintersemester behandelt. Zugleich überschneidet sich diese thematisch mit der Veranstaltungsreihe »Krisis der Moderne. Zwischen den Zeiten«, die nach dem ersten Weltkrieg unter anderen bei Ernst Troeltsch anhub und über Kunst und Philosophie bei den Zeitdiagnosen endete, die zur Zeit der Studentenrevolte erhoben wurden. Während Wolfgang Kraushaar die revolutionären Aufbrüche nüchtern seziiert, stellt Manfred Geier Figuren und Diskurse der Zeit, die er selbst im »roten Marburg« erlebte, ganz anders begeistert vor Augen. Dieter Henrich lässt im Rückblick auf seine Berliner Jahre die Anfänge von 1968 an der Freien Universität anklingen, auch wenn für ihn Philosophie und Kunst jenseits des rein Politischen entscheidend bleiben. Der Kreis um Stefan George, der im Jahr seines 150. Geburtstages aus bitteren Gründen in die Schlagzeilen geriet, repräsentiert eine esoterische Antwort auf die Krisen der Zeit, die vom elitären Gestus lebt und desaströse Riten des Ein- und Ausschließens zelebrierte.

Ganz anders hat sich Gerhard Altenbourg Jahrzehnte später mit seinem malerischen Schaffen vom Politischen abgehoben, sich auf die persönliche Dimension des Historischen beschränkend. Die Beiträge zu ihm knüpfen an die Vorstellung des Jahrbuches 2017 im Lindenau Museum in Altenburg an, wo der Künstler lebte und wo es im April 2018 zum Austausch mit dortigen Kennern seines Werkes kam, die in kurzen Gesprächen zu Wort kommen.

Der Bogen zu Karl Jaspers schließt sich mit »Büchern im Profil«, die vor allem neueren Briefeditionen gelten. Neben jenen zu dem herausragenden Kulturhistoriker Johan Huizinga und dem deutsch-deutschen Dichter Johannes Bobrowski steht die große Ausgabe der Briefe, die Jaspers über Jahrzehnte an seine Verleger schrieb. Zudem wird die erste Monographie besprochen, in der Dieter Lamping den Existenzphilosophen als Schriftsteller würdigt, dem Kants weltbürgerliches Denken Grund genug war, für eine größere Öffentlichkeit einen verständlichen und eingängigen Stil zu entwickeln. Denn Jaspers' Anliegen war es, über akademische Grenzen weit hinaus jeden Nachdenklichen herauszufordern, die Frage der Freiheit im persönlichen und politischen Kontext der Zeit für sich zu stellen. Das Jahrbuch will in diesem Jahr besonders unterstreichen, dass solch kosmopolitisches Fragen im Raum der Geschichte viele Gestalten und Formen annehmen kann.

Eduard Beaucamp

Faustisches Welttheater – Bernhard Heisig¹

Als der Maler Bernhard Heisig im Jahre 1992, drei Jahre nach der Wende, von Leipzig in einen Flecken namens Strohdehne im Havelland zog, fürchteten die Freunde um seine Kunst. Was sollte aus diesem von geschichtlichen Konflikten und gesellschaftlichen Dramen gepackten, gepeinigten und faszinierten barocken Realisten auf den Kartoffeläckern der kargen preußischen Sandlandschaft werden? Heisig war der Übervater der Leipziger Schule gewesen, der charismatische Lehrer, der in Leipzig den malerischen Funken entzündet hatte, der sich zum Flächenbrand ausdehnte. Die ungewöhnliche Produktivität der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst, die alles andere als eine Kunstkader-Schmiede war, verdankte sich der kontroversen Gruppendynamik von drei Temperamenten: dem expressiven Bernhard Heisig, dem neusachlich-kritischen Wolfgang Mattheuer und dem magischen Manieristen Werner Tübke. Spezialität der Leipziger waren Bildparabeln und Historienbilder, welche die unverarbeitete deutsche Geschichte, aber auch die widersprüchliche und repressive Wirklichkeit der DDR kritisch befragten, verspiegelten und aus tiefen Schichten deuteten.

Heisig wurde im grauen Havelland nicht zum preußischen Idylliker und nostalgischen Landschaftspfleger. Am Dorfrand teilte er ein neues Atelierhaus mit seiner Frau, der Malerin Gudrun Brüne. Die großen mittelalterlichen Städte Brandenburgs waren nicht fern. Hier lebten in einem aufgewühlten Alterswerk Heisigs Hausdämonen in malerisch vielfach noch freieren, radikaleren, manchmal auf fast hysterische Spitzen getriebenen Fassungen wieder auf, wie der Abbildungsteil in diesem Jahrbuch mit Beispielen aus einer Münchner Privatsammlung zeigt: der gejagte, verstörte, anklagende alte Jude in seinem erbärmlichen Versteck, ein zerrissener Friedrich der Große, die männermordende Seeräuberjenny, vor allem aber mit wechselnden Masken das Selbstbildnis, vielfach in

der Rolle des verzweifelten und sich marternden Faust, der im Bewusstsein seiner Schuld über seinen Büchern zusammengebrochen ist, der die Hände vors Gesicht presst oder warnend die Arme erhebt, der aufschreit und zetert und wiederkehrendes Unheil anzeigt und abwehren möchte. Zutaten in den meisterhaft gemalten Faust-Bildern sind Bücherstapel und Bücherwände und zerbröselnde Totenschädel.

Hier im brandenburgischen Strohdehne war der Krieg, das brennende und bohrende Lebensthema des Malers, wieder präsent. Die Leute munkelten, in den langgezogenen Äckern seien noch zu Hunderten die Gefallenen aus den Schlachten um Berlin verscharrt. In der Nähe liegt Rhinow mit seinem bewaldeten Höhenzug, wo Otto Lilienthal Ende des 19. Jahrhunderts seine Flugversuche machte, die ihn 1896 tödlich verunglücken ließen. Der Gleitflug-Pionier gehört zum Repertoire von Heisigs Leit- und Symbolfiguren. Sein Lilienthal steht, in Verbindung mit der Ikarus-Metaphorik, die im Osten mit der Gagarin- und Sputnik-Motivik assoziiert wurde, für Kühnheit und Verblendung und für die Fatalität des Fortschritts.

Dieser Landschaft ist der Geist Preußens eingewoben. Mit Friedrich dem Großen schlug sich Heisig seit den achtziger Jahren in gebrochenen Bildformen herum. Der König fesselte und erschreckte ihn, den geborenen Schlesier und »Beutepreußen«. Anfangs prägte das Vorbild Menzel Heisigs Sicht. Im Spätwerk zogen ihn zunehmend die Widersprüchlichkeit und Unordnung, ja das Chaos in Friedrichs Umfeld an, der Charakterzwiespalt zwischen Sensibilität und Brutalität. Heisig verbiss sich förmlich in die markante Physiognomie Friedrichs und versuchte über die Beschwörung seines grausamen Vaters, der die Hinrichtung seines Jugendfreundes befohlen hatte, eine tiefenpsychologische Deutung des Königs. Heisigs Friedrich-Bilder, eher Fragebilder als Bekenntnisse, waren überraschend erfolgreich: Die Nachfrage kam weniger aus Berlin als aus dem Westen.

Bernhard Heisig ist der exemplarische deutsche Nachkriegsmaler. Unsere Westkunst ging nach 1945 den leichteren Weg. Sie suchte ihr Heil im Internationalen, im avantgardistischen Weltbürgertum, im Reinigungsbad der Abstraktion und im Ausstieg aus der Geschichte. Heisig verdrängte nicht seine Kriegsverstrickungen, seine Schuldgefühle und Traumata, die so tief und fest saßen, dass er nachts noch im Alter, wie seine Frau erzählt, von ihnen heimgesucht wurde und im Traum schrie. Der junge Heisig, Jahrgang 1925, war 1941 als Freiwilliger in einer Kampftruppe der Hitlerjugend ausgebildet worden. Der Vater war tot, die Mutter wehrlos. Die Waffen-SS »musterte vor«, wie der Künstler erzählte, und steckte den Halbwüchsigen unter Druck in die »Panzerdivision Hitlerjugend«.

Heisigs erster Einsatz war 1944 an der Invasionsfront in der Normandie. In drei Monaten wurden hier, so erzählte der Maler, elftausend Siebzehn- bis Zwanzigjährige verheizt. Als Ende der neunziger Jahre heftig über Heisigs Teilnahme am Bildprogramm des neuen Berliner Bundestags diskutiert wurde, meldete sich ein ehemaliger englischer Panzerführer in einem Leserbrief an die *FAZ* zu Wort. Er erinnerte sich, wie die jungen Deutschen auf freiem Feld mit Handgraten auf die englischen Panzer zugelaufen seien: Die Engländer mussten sie reihenweise abschießen, obwohl sie sahen, dass es sich noch fast um Kinder handelte. Von Heisigs Kompanie überlebte damals nur die Hälfte. Er selbst wurde mehrfach verwundet, nahm trotzdem im Dezember 1944 an der mörderischen Ardennen-Offensive teil und verteidigte zum Schluss noch die »Festung Breslau«, seine Heimatstadt. Hier wurde der junge Waffen-SS-Mann abermals verwundet und als Kriegsinvalide von den Russen alsbald entlassen.

Heisig fühlte sich in die Kriegsunataten des Nationalsozialismus verstrickt, persönlich nicht schuldig, aber auch nicht unschuldig. Aus der Belastung, dem zentralen Generationsproblem einer verführten und mörderisch missbrauchten Jugend, machte er sein zentrales Lebensthema. Auch bei Heisig, nicht anders als bei dem Generationsgenossen Beuys, »wuchs«, wie der Maler sagte, erst langsam »das Schuldbewusstsein hoch«. Er teilte die »Abstandstheorie« seines Ahnen Otto Dix, der zehn Jahre brauchte, um die Grauen des Ersten Weltkriegs zu verarbeiten. Auch Heisig suchte zunächst Zuflucht bei der verbreiteten Ausrede, er habe nichts anderes als seine Pflicht getan. Nachdrücklich begrüßte er dann im hohen Alter die lange überfällige Aufklärung durch die Ausstellung über die Verstrickungen der Wehrmacht und trat als Zeitzeuge in Fernseh-Dokumentationen über die Untaten der Waffen-SS auf. Zu den eindrucklichsten Erfindungen im Spätwerk gehört die Figur des »Pflichttäters«, die noch einmal die eigene Kriegsschuld aufwühlt und die Verspannung zwischen gutem Gewissen und schlimmer Tat analysiert. In seinen verschachtelten und verwickelten Kompositionen ist Heisig »Täter und Opfer«, Betroffener und Anstifter, der entsetzte Diagnostiker und warnende Moralist und zugleich der faszinierte Dompteur entfesselter Leidenschaften.

Jahrzehntelang rang Heisig um eine Bildsprache, um diese Komplexe angemessen darzustellen. Dabei ging er zunächst den Weg zurück zu Menzel und fand dann über Dix, Kokoschka und Beckmann zum Ausdruck der eigenen Nöte. Das Kriegsthema brach sich zuerst in den obligatorischen Aufträgen der DDR Bahn, vor allem im Bildstoff der Pariser Commune oder des Kapp-Putsches. Es kam zu Konflikten mit der politi-

schen Obrigkeit, als Heisig nicht mehr den Klassenkampf und den Sieg des Proletariats darstellte, sondern den Bürgerkrieg, den mörderischen Krieg aller gegen alle und die unauflösbare Verstrickung von Opfern und Tätern.

Hier wird ein Zentralnerv der Leipziger Malerei berührt. Um die Mitte der sechziger Jahre entwickelten Werner Tübke mit seinem Bildzyklus *Lebenserinnerungen des Dr. jur. Schulze*, der zwölf Bilder und etwa sechzig Studien zum NS-Terror und zum Holocaust umfasst, und Heisig mit seinen Commune-Bildern komplizierte, offene, weiträumige neue Bildsprachen, die dank syntaktischer Strukturen Bewusstseinsanalysen, innere Monologe und Erinnerungsbilder erlaubten. Die Maler suchten darin nach Ausdruck für ihr tragisch verspanntes Geschichtsbild. Das eindimensionale Genauigkeits- und Aufrichtigkeitspathos Menzels hatte nicht weiterhelfen können. Ungenau, daher unbrauchbar war auch die Collagen- und Montagetechnik in den zeitgeschichtlichen Panoramen der Mexikaner oder der Dadaisten, bei Guttuso oder dem Rauschenberg der sechziger Jahre. Denn in der Montage, so Heisig, wird nur behauptet und zitiert, aber nicht analysiert und nachgewiesen. Übrigens bewunderte (und beneidete) Heisig die spätmittelalterliche Altarmalerei, die in der Reihung eine Darstellung des Zeitgleichen und räumlich Getrennten sowie die Integration verschiedener Bedeutungsebenen meisterte.

Mancher Streit mit den DDR-Auftraggebern zwang Heisig zum Nachdenken und zum Erfinden anderer als der parteilich vorgeschriebenen Formulierungen. Auf seinem langen Weg gab es manche Konzessionen und Kompromisse, doch kehrte der Maler immer wieder und in immer zugespitzteren oder überspannteren Formen zu seinen ureigenen Bilderdramen zurück. Bald illustrierte er keine gesellschaftlichen und geschichtlichen Konflikte mehr, sondern schuf und inszenierte sie in eigener Regie. Es sind, nicht anders als bei Goya, die Dämonen des eigenen Inneren, die ihn heimsuchen und die er bändigen muss. Sein Trieb- und Konflikttheater verdichtet sich aus immer neuer Bündelung, dem Zusammenbacken, ja »Zusammenschrauben« (Heisig) der Leitthemen. Manchmal, besonders im Spätwerk, kommt der Leipziger Maler in die Nähe einer wilden, informellen Abstraktion, ja fast eines »Action Painting«. Die Geschichtsbilder sind nun explosive malerische Energiefelder, die manchmal durch Schriftbänder zusätzlich aufgeladen werden. Das Thema »Krieg« dehnt sich in diesen späten Bildern auf Sportkampfbilder und Szenen des zivilisatorischen Alltagsterrors aus. So durchdringen sich am Ende in den brillant inszenierten Bildapparaten all die Motive, die sein zerrütetetes Bewusstsein quälen: die grelle Erinnerung an die Kriegsgewalt, die kleinbürgerliche Mentalität in Gestalt eines unbelehrbaren, närrischen

Veteranen, der Schrott und Müll des modernen Alltags, die Massaker der Tierschlachtungen und all die Mythen, Parabeln und Metaphern von Größenwahn und Triebexzessen, vom Maskenspiel und Marionettenwesen des faustischen Welttheaters.

Anmerkung

- 1 Dem Text liegen Besuche in Strodehne und Gespräche mit Bernhard Heisig in der Zeit von 1998 bis 2004 zugrunde.

Karl Jaspers

Anton Hügli

Hans Saner und die Freundschaft

Gedenkrede

Dass wir gemeinsam Hans Saner gedenken, nicht nur in Basel, sondern auch in Oldenburg, sind wir ihm alle schuldig. Er wird es nicht für uns tun. Für ihn ist es vorbei, für uns – wer weiß wie lange – noch nicht. Doch nicht einmal dies werden wir von ihm noch hören: dass es vorüber ist. Was wir zu ihm auch sagen, ob wir klagen, ihn preisen, ihm grollen – er rührt sich nicht, er schweigt. Kein Widerspruch, kein Einspruch, kein Zuspruch – es ist vorbei. Was er einst war, ist Erinnerung, und was aus dieser Erinnerung wird, liegt in den Händen von uns – den noch Lebenden. Wenn die Erinnerung verblasst, sein Bild schemenhaft verdämmert oder sich allmählich zersetzt, dann sind wir es, die es verblassen und zerfallen lassen. Er trägt keine Schuld. Denn nicht er, wir sind es, die sich verändert haben, er bleibt unverändert derselbe, einfach der, der er war.

Doch wie sollen wir ihn erinnern, damit wir dessen gedenken, der er war? Keine Instanz in der Welt kann uns darauf eine Antwort geben. Philologinnen, Philosophen oder Historiker mögen sich zwar über seine Bücher und seinen Nachlass beugen, aber was sie zu sehen bekommen, sind nur die Hüllen, die er längst abgelegt hat. Er ist uns für immer entschlüpft, listig, wie er schon immer war. Sein Dasein ist zerfallen in die Tausenden von Erinnerungssplitter in den Köpfen jener, die ihn erlebt, geliebt, gesehen, gelesen oder gehört oder von ihm gelesen oder gehört haben. Diese Splitter zu einem Ganzen zusammensetzen zu wollen, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen; es wäre als wenn wir die Steine Tausender von Puzzles zu einem einzigen Puzzle-Bild zusammenfügen wollten. Man möge mir darum verzeihen, wenn ich mich schon gar nicht erst daran mache, mit dem Anspruch von Objektivität verkünden zu wollen, wer Hans Saner war. Kein Nachruf also – und kein Reden über Hans Saner, sondern gleichsam ein Reden zu ihm, indem ich die Erinnerungen heraufbeschwöre, die wir

zusammen teilten – so wie wir dies zur Genüge einüben konnten, früher noch, in unserer langen gemeinsamen Zeit, und dann immer wieder in den letzten Jahren, als seine eigenen Erinnerungen sich zu zersetzen begannen und sein Erinnerungsvermögen mehr und mehr schwand. Für seine Gedenkfeier wünschte er sich von mir eine kurze Rede: zu seiner Person und zum Thema »Freundschaft«. Ich gebe wieder, was ich zu sagen versuchte – in einem Zwiegespräch gleichsam mit dem nun für immer Abwesenden, der gerade durch seine Abwesenheit – gegenwärtiger ist denn je.

Was mich an Hans Saner immer wieder zum Staunen brachte, sind vor allem zwei Dinge: sein *Freiheitsdrang* und – wo es Ernst galt – seine unverbrüchliche *Treue*. Über diese beiden Dinge möchte ich als erste sprechen und über die Freundschaft hinterher.

Der augenfälligste Zug seines *Freiheitsdranges* ist sein Hang zur Rebellion. Dies muss begonnen haben, als er sich als halbes Kind noch aufzulehnen begann gegen sein strikten Gottesgehorsam forderndes freikirchliches Elternhaus. Es setzt sich durch sein ganzes Wirken hindurch fort, als Kampf gegen alle selbst verschuldeten Abhängigkeiten von Autoritäten, Dogmen, Konventionen und Institutionen.

»Dissidenz« ist sein Stichwort, und Dissident zu sein ist zu seinem Markenzeichen geworden. Dies kommt am unmittelbarsten zum Ausdruck in seiner Abneigung gegen Gewalt in allen Formen, von der direkten bis hin zu der von ihm beschworenen heimlichen Gewalt der Symbole, der Symbolokratie. Sein Wille zur Dissidenz zeigt sich unverhohlen in seiner Lust am Schlachten heiliger Kühe, in seiner offenen Sympathie für alles Anarchische und nicht zuletzt in seinem scharfen Blick für alles, was Dissidenz schafft, von der befreienden Macht der Phantasie über den Gebrauch der Polemik bis hin zu der von ihm ins Spiel gebrachten These von der natürlichen Dissidenz des Kindes.

Seine Abneigung gegen alles, was festlegt und festnagelt – wir wollen es nicht verschweigen –, hat auch sein Verhältnis zum sogenannten bürgerlichen Leben geprägt. Im bürgerlichen Sinn ungesichert blieb sein ganzes Leben. Etwas zu haben, war für ihn ein Grund zu geben und seine Freunde und seine Lieben zu überraschen mit großzügigsten Geschenken. Halbwegs gut ging dies nur, weil er starke Frauen an seiner Seite hatte, die das Ganze zusammenhielten: Elisabeth, seine Frau und die Mutter seiner vier Kinder, und am Ende – als dann auch noch die Anarchie der Stille um sich griff – seine Gefährtin Prisca Ulrich.

Ein verbeamtetes, von Vorschriften dirigiertes Leben führen zu müssen, war ihm ein Gräuel, und selbst die Freiheit eines Universitätsprofessors schien ihm allzu teuer erkauf angesichts der mit diesem Amt verbundenen administrativen und sonstigen Pflichten. Ein Lehrauftrag für Kulturphilosophie an der Hochschule für Musik in Basel (1979-2008) war die einzige, längerfristig an eine Institution gebundene Verpflichtung, die Hans Saner übernommen hat. Dass rechtsbürgerliche Professoren und Politiker seine Berufung an die Universität Bern 1979 vereitelt haben, empfand er hinterher als Befreiung. Nur durch äußere Unabhängigkeit glaubte er auch innerlich unabhängig bleiben zu können.

Dieses Streben nach Unabhängigkeit bestimmte auch seinen Stil: Er wählte literarische Formen, die weit abliegen von allem, was philosophische Abhandlungen ausmacht (und die er ja sehr wohl beherrschte), er schrieb versuchend, experimentierend – Essays eben, und nicht zuletzt griff er auch zum Aphorismus, als dem, nach seiner Definition, »kürzesten Weg zu einer unerwarteten Einsicht«.¹ Hans Saners Hauptwirkungsmittel war denn auch nie die akademische Lehre, es war und blieb – neben seiner ausgedehnten Vortragstätigkeit und seiner medialen Präsenz – das geschriebene Wort.

Doch dies alles – an keine Konvention, keine Partei und keinen Dienstherrn gebunden zu sein – ist nur die eine Seite des Freiheitsdrangs von Hans Saner. Er wusste sehr wohl: Wer bloß nein sagt, ist deswegen nicht schon frei, sondern selber wieder abhängig, abhängig von dem, was er verneint. Wahre Unabhängigkeit beweist nur, wer aus sich selbst einen Anfang zu machen weiß. Es ist diese Fähigkeit zum Selber-Anfangen-Können, die Hans Saner in all seinem Wirken unter Beweis gestellt hat. Was ihn zuerst und vor allem auszeichnet, ist sein Mut, aus eigenem Ursprung alles noch einmal selber zu denken, den eigenen Ton und die eigene Form zu finden. Diesen Mut zum eigenen kühnen Wurf hat er schon in seiner Dissertation über *Kants Weg vom Krieg zum Frieden* bewiesen, die ihm in der Folge auch – zur Krönung – den Hermann-Hesse-Literaturpreis eingetragen hat.

Hans Saner war aber nicht nur der genuine Anfänger, der ohne Krücken und Geländer zu denken wagte, er hat zur Erklärung für die Möglichkeit eines solchen genuinen Anfängertums auch gleich die entsprechende Philosophie nachgeliefert. Entgegen der überkommenen Nekrophilie der Philosophen, für die es kein Denken zu geben scheint, das nicht ein Denken an den Tod wäre – prototypisch dafür der sokratische Satz »Phi-

losophieren heißt sterben lernen« – entgegen dieser Todesbesessenheit also hat er, alles umdrehend, von der Geburt zu reden begonnen. Er hat an Hannah Arendts bewegende Interpretation des Satzes von Augustin erinnert, wonach der Mensch geschaffen worden sei, damit ein Anfang sei in der Welt, und dass darum nicht nur die Sterblichkeit, sondern auch die Geburtlichkeit Wesensmerkmal des Menschen sei. Der Mensch als Anfang, als Anfänger eben.

Wer aus sich den Anfang macht und sich auf ein Denken ohne Krücken und Geländer einlässt, dem gelingt es auch, experimentierend, spielerisch, Dinge zu denken, die paradox im ursprünglichen griechischen Sinn des Wortes sind, gegen jede herkömmliche Meinung. Und mutig wie Hans Saner war, dachte er nicht nur paradox, er sprach es auch aus. Er wagte es – in dem vom kalten Krieg geprägten geistigen Klima der Schweiz – Tabus zu brechen, gegen die »Helvetosklerose«² und die *Die Herde der heiligen Kühe und ihre Hirten* (so der Titel eines seiner Essaybände) anzuschreiben und aufzuwarten mit provokativen Thesen wie der einer Schweiz ohne Armee, des Wahlalters Null oder – in der Enttäuschung über die eidgenössische Demokratie – einer transjurassischen Republik von Basel bis Genf.³

»Kassandrisch« nannte er die Form seines Denkens. Es sei ein Denken, das die Unwahrheit riskiert »durch die Zuspitzung eines Gedankens bis in seine Radikalität« und dennoch der Wahrheit dient, indem es sichtbar macht, »was in der Wirklichkeit selber in undeutlicher Weise liegt oder keimt«: als Warnung »vor einer möglichen äussersten Gefahr« und Mahnung zur »Umkehr«.⁴ Und möglich war dieses Denken für ihn nur, weil er das Spiel mit dem Ungewissen liebte und ins Ungewisse hinein zu fragen wagte, seinem Verständnis von Philosophie folgend, von der er sagte, sie sei »das Denken, das auf der Suche nach Wahrheit und Gewissheit das höchste Bewusstsein vom Nichtwissen hat und das grösste Mass von Ungewissheit aushält«.⁵ Hans Saners Suche nach einer von allen Geländern befreiten Sprache – so spekuliere ich nun mal – fand ihre Erfüllung in seiner großen Liebe zur Kunst und insbesondere zur Musik – als der Symbolwelt, die jenseits aller Begriffe und wortsprachlichen Krücken liegt und uns darum absolut befreien kann.

Von der Freiheit habe ich nun lange gesprochen, von der *Treue* noch nicht. Und man kann sich fragen: Unabhängig sein wollen, frei von allen Bindungen, wie geht das zusammen mit jener absoluten Bindung über die Zeit hinweg, die Treue ausmacht? Und dies gerade bei einem wie Hans

Saner, der vielen – nicht ganz ohne Grund – als ein Spieler erschienen ist, eher dem metaphysischen Leichtsinns⁶ als dem Ernst verpflichtet? Doch Hans Saner hat gezeigt, dass beides zusammengehen kann und zusammengehen muss, wenn man nicht eine verblasene Existenz sein will, die im reinen Experimentieren aufgeht und sich am Spiel mit immer neuen Möglichkeiten ergötzt.

Seine große Bindung, die Klammer seines Lebens, in der er seine Aufgabe gefunden hat und die ihn in die Wirklichkeit des Lebens zwang, galt Karl Jaspers, oder sagen wir besser, der Philosophie, wie sie in Jaspers' Person und Werk zur Erscheinung gekommen ist. Das Denken und das Werk von Jaspers auch nach seinem Tod der Öffentlichkeit weiterhin zugänglich zu machen, das war das Großprojekt seines Lebens, das er, quasi im Alleingang, vorangetrieben hat. Auf eigene Kosten hat er über Jahrzehnte Jaspers' Handbibliothek gehütet und ergänzt, und in regelmäßigen Abständen erschienen die von ihm betreuten, immer voluminöser werdenden Korrespondenzbände und Neueditionen aus dem Jaspers'schen Nachlass. Zäh, zielstrebig und unermüdlich hat er so Stein auf Stein geschichtet und das Fundament gelegt für die heutige, von der Heidelberger und der Göttinger Akademie der Wissenschaften betreute *Karl Jaspers Gesamt-ausgabe*. Diese Edition war über all die Jahre erst Ziel und dann Inhalt seiner Sorge. Selbst im letzten lichten Moment, in dem ich ihn ein paar Tage vor seinem Tod noch erleben durfte, war seine Frage: »Sag, geht das Werk voran?«

Nicht nur von ihm, auch von der *Freundschaft* soll ich reden, hat er sich für meine Gedenkrede gewünscht. Aber eigentlich bin ich schon mitten drin. Was Freundschaft ist, habe ich von Hans Saner gelernt. Nicht durch das, was er sagte oder schrieb – Freundschaft war kaum eines seiner Themen –, sondern durch das, was er war. Dies bezeugen könnte sicherlich jeder der vielen Freunde, die er im Laufe seines Lebens gefunden hat. Aber es gibt eine Person, an der man seine Fähigkeit zur Freundschaft auch für Außenstehende evident machen kann: Karl Jaspers.

Jaspers als seinen Freund zu bezeichnen, das wäre ihm zwar nicht über die Lippen gekommen. Es fehlte jenes Gleich-zu-Gleich, das zu Freundschaften gehört. Die geistige Übermacht war zu groß, der Altersabstand auch, und Jaspers norddeutsche Kühle und sein professoraler Habitus verwehrten jede Herzinnigkeit. Und dennoch sind in seinem Verhältnis zu Jaspers alle Momente zugegen, die wahre Freundschaft – nicht das, was man landläufig so nennt – ausmachen.

Am besten sehen wir dies, wenn wir uns fragen, was Freundschaft gerade nicht ist, worin sie sich unterscheidet von allem, was Menschen sonst miteinander verbindet. Freundschaft hat nichts zu tun mit Verwandtschaft, nichts mit Gleichheit des Schicksals, des Werdegangs oder der Herkunft, es ist keine Interessen- oder Lebensgemeinschaft, kein Zweckbündnis, kein Arbeits- und kein Dienstverhältnis, und vor allem auch: kein Gefolgschaftsverhältnis und kein Liebesverhältnis.

Was einen Freund mit dem Freund verbindet, ist allein dies: dass er mit ihm verbunden sein will. Und dies nicht nur hier und jetzt, zu diesem oder jenem Zweck, zu diesem oder jenem Vorteil, sondern weil diese Verbundenheit ihm in sich selber wichtig ist. Und wichtig nicht nur für den Augenblick, in einem Anflug von spontaner Sympathie und Zuneigung, sondern auf Dauer, unabhängig von wechselhaften Neigungen, Gefühlen und Interessen. Die Floskel von der ewigen Treue hat darum zumindest einen wahren Kern: Freundschaft will bestehen über alle Zeit hinweg.

Freundschaft, so könnten wir darum formelhaft sagen, ist eine Verbindung zwischen Menschen, die auf Dauer miteinander verbunden sein wollen, zu keinem anderen Zweck als dem, miteinander verbunden zu sein. Dass wir in der Folge auch wollen, dass der Freund uns erhalten bleibt, dass sein Wohl und Wehe uns am Herzen liegt, versteht sich von selbst.

Staunend aber fragen wir uns: Wie kann dies möglich sein? Was suche ich denn im anderen, dass mir an dieser Verbindung so viel liegt? Müsste nicht etwas Inhaltliches hinzu kommen, etwas, in dem oder durch das wir verbunden sind, und ohne das das Feuer der Freundschaft erlöschen würde? Doch falls es dies gäbe, dieses Inhaltliche, worin schon könnte es bestehen, wenn wir bedenken, wie unterschiedlich Menschen sind und das, was sie lieben? Wieder können wir nur allgemein und formelhaft darüber reden. So wage ich es denn mit einer solchen Formel, zumindest als Frage: Ist es vielleicht dies, dass der Freund in seinem Freund und durch seinen Freund das zu sehen bekommen hat, was nicht nur diesem, sondern ihm selbst auch das Wichtigste ist? Und dass es der Sinn ihres Verbundenseins ist, sich gegenseitig zu helfen, diesem für sie beide Wichtigsten gerecht zu werden?

Wenn es ein Wichtigstes für Jaspers gab, dann war es dies: dazu beizutragen, dass Vernunft in die Welt kommt. Dies war das Ziel seines ganzen Philosophierens. Und in diesem Philosophieren hat Hans Saner

selber das für ihn Wichtigste gefunden. Die philosophische Suche nach Wahrheit, das war es, was ihn mit Jaspers auf Dauer verbunden hat. Und was in keinem Freundschaftsverhältnis fehlen darf, das war in höchstem Maß in seinem Verhältnis zu Jaspers zugegen: das Vertrauen in den anderen – und die Treue des anderen, die dieses Vertrauen erst wahr macht. Jaspers vertraute ihm, er hat sein ganzes Werk in seine Hände gelegt, und Hans Saner hat ihm die Treue gehalten, für die Erhaltung seines Werks gesorgt, solange seine Kräfte ihn trugen, und in seinem Geiste weiter philosophiert, mit ihm und wenn es nötig war (weil er fand, Jaspers habe das Wahre verfehlt) auch gegen ihn.

Jaspers hätte auch nichts anderes erwartet als dieses Gegen-ihn, sondern ihn vielmehr dazu ermuntert, denn miteinander philosophieren hat Jaspers immer verstanden als ein Miteinander-Kämpfen, als liebenden Kampf allerdings. Beide kämpfen immer wieder neu darum, das zu finden, was für sie wahr sein kann. Es darf darum nie ein Kampf sein, bei dem der eine über den andern siegen will. Was sie beide wollen, ist nur das eine: dass die Wahrheit siegt. So, denke ich mir, sieht jedes echte Gespräch zwischen Freunden aus. Philosophierend nur können wir wirkliche Freunde sein.

Freundschaften können wir nicht planen und nicht machen. Freunde, das wissen wir, sind ein Geschenk, für das wir nur tiefste Dankbarkeit empfinden können. Dass Hans Saner Jaspers begegnet ist, war Schicksal, und schicksalhaftes Glück war es für alle, die ihn zum Freund haben durften. Doch Freund zu sein und Freund zu bleiben ist eine Aufgabe, der wir uns zu stellen haben, solange die Freundschaft währt. Währen aber, so sagten wir eben, sollte Freundschaft für immer. Doch was heißt »für immer«, wenn der Tod des Freundes alles zunichte macht? Mit dem Tod kommt dieses Für-immer erst zum Tragen. Nie können wir uns besser einüben in das, was Freundschaft verlangt, als in dem Moment, in dem uns nur noch eines zu tun übrig bleibt: eines Toten zu gedenken.

»Es gibt eine Treue über den Tod hinaus«, hat Hans Saner einmal gesagt. »Nicht von jenen, die gestorben sind, sondern von jenen, die noch leben. Hier liegt der einzige legitime Trost.«⁷

Wie ernst es ihm war mit diesem Satz, das hat er mit seinem Leben bewiesen. Für ihn ist es nun vorüber, für uns beginnt es erst, indem wir seiner in Trauer gedenken. Und das Gute getreu bewahren, das wir in ihm und durch ihn gefunden haben.

Gehalten auf der Gedenkveranstaltung »In memoriam Hans Saner«, Oldenburg 4. Mai 2018.

Anmerkungen

- 1 Hans Saner: *Die Anarchie der Stille*, Basel 1996, S. 57.
- 2 Ebd., S. 187.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd., S. 198 f. und S. 200.
- 5 Ebd., S. 24.
- 6 Vgl. was er selbst zum Leichtsinn sagt: Er ist die einzige Möglichkeit, das Leben zu ertragen. »Der metaphysische Leichtsinn kann als einzige Lebensstimmung eine Religion ersetzen.« Ebd., S. 111.
- 7 Interview in *Weltwoche* vom 25. 11. 2014 (<https://www.weltwoche.ch/ausgaben/2014-49/artikel/treue-ueber-den-tod-hinaus-die-weltwoche-ausgabe-492014.html>).

Reinhard Schulz

Nachruf auf Hans Saner

Hans Saner starb am 26. Dezember 2017 in Basel. Er war seit 1962 der persönliche Assistent von Karl Jaspers und wurde nach dessen Tod 1969 zum weichenstellenden Herausgeber und Anreger in der Jaspers-Forschung. Saner wurde 1934 in Grosshöchstetten (Schweiz) geboren, studierte nach einer Tätigkeit als Volksschullehrer Philosophie, Psychologie, Germanistik und Romanistik in Lausanne und Basel und lehrte seit 1979 Kulturphilosophie an der Hochschule für Musik in Basel. Seine zahlreichen Editionen und werkbiographischen Arbeiten von und über Karl Jaspers, die zumeist im Münchener Piper Verlag erschienen, waren wegbereitend für die große *Karl Jaspers Gesamtausgabe*, die seit 2012 an der Heidelberger und Göttinger Akademie entsteht. Von seinen eigenen Editionen haben die Briefwechsel, die Jaspers mit Martin Heidegger und Hannah Arendt führte, klassischen Status erlangt.

Das »Jaspers-Jahr«, das die Universität Oldenburg 2008 zu dessen 125. Geburtstag beging, wäre ohne Hans Saner nicht denkbar gewesen. Ihm verdankt die Universität Anregungen zu den Ausstellungen, musikalischen Darbietungen, Vorträgen, Lesungen und Workshops, bei denen Jaspers' philosophische Horizonte in ihrer einzigartigen Verbindung von Philosophie, Kunst und Krankheit, Weltphilosophie und Politik aufschienen.

Nach Saners Entschluss, die in seinen Händen befindliche Privatbibliothek nach Oldenburg zu geben, fand diese 2013 im neu eröffneten Karl Jaspers-Haus einen angemessenen Ort. Die Universitätsbibliothek machte die Bücher mit Fördermitteln rasch und detailliert bibliographisch zugänglich. Inzwischen ist das Haus, in dem auch der Göttinger Beitrag zur Gesamtausgabe beheimatet ist, zu einem lebhaften Ort des interdisziplinären Austauschs geworden, an dem auch Hans Saner als Querdenker und Virtuose in mehreren Disziplinen seine helle Freude gehabt hätte.